

Hans-Dietrich SCHULTZ, Berlin

Der „Stein des Anstoßes“ (Riehl): „Mitteldeutschland“ Antworten der „klassischen“ Geographie

In memoriam Hans Böhm (01.05.1937–21.08.2004)

Summary

When we speak of “Central Germany” today, we usually mean Saxony, Thuringia and Saxony-Anhalt, three Lands of the Federal Republic of Germany. But also other meanings of “Central Germany” exist. Advocates of classic geography did not take into account administrative features but natural and physical characteristics in their efforts to structure spaces. Germany, understood as a physical entity, was divided into several west-eastern strips. Finally it was agreed upon a rough division into three parts: high mountain range, middle mountain ranges and lowlands. From the second half of the nineteenth century on, the zone of the middle mountain ranges was frequently called “Central Germany”. Nevertheless, the search for a central landscape in the centre of Germany resulted in naming the central part of the middle mountain ranges including the Leipzig lowlands “Central Germany”. Initially geographers were convinced that in Germany no such geographic centre exists. This opinion had changed during the 1920s since in the public economical and political sphere speaking of “Central Germany” in a narrow sense had been on the agenda already for a long time. Geographers considered it to be their duty to legitimize this “Central Germany”, an area which in their opinion was already determined by its physical characteristics. They referred to the ancient landscape where this “Central Germany” in their view already had become apparent. The natural prerequisites favoured human clearing and settlement activities which finally transformed the area into a cultural landscape. As a result, the area between the *Harz*, the Thuringian Forest, the *Erzgebirge* and the *Fläming* became a “geographical land”. The notion of “Central Germany”, understood in a zonal sense, nevertheless continued to exist. Especially in the school lessons on geography the term continued to be employed. After 1945 the term “Central Germany” referred to the Soviet occupation zone

respectively the GDR. "West-Germany" was identical with the Federal Republic of Germany, whereas the term "East-Germany" was used for the former area of the *Deutsches Reich* (borders of 1937) beyond the *Oder-Neiße* line. This meaning of "Central Germany" has meanwhile lost its political basis. It is not certain yet whether the current attempts to form a "Central Germany" from the three respective Lands of the Federal Republic of Germany will be successful. Within geographic terminology, however, the zonal term "Central Germany" will continuously be applied.

I Schwierigkeiten mit Deutschland

„Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ernst Moritz Arndt wollte es wissen und ging 1813 in seinem ebenso berühmten wie ermüdenden Gedicht alle möglichen Territorien durch. Nie war er zufrieden: „Das Vaterland muß größer sein.“ Am Ende die Erlösung: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Nicht die freie *Zugehörigkeitsentscheidung* der Subjekte bestimmte den Umfang des deutschen Nationalstaats, sondern die *Zwangszuweisung* nach einem vermeintlich *objektiven* Kriterium. Es ist jedoch falsch, Arndt auf die Sprache festzulegen, wie dies meist geschieht, vielmehr koppelte er die Sprachgrenze mit der „geographischen Naturgränze“, für die er 1803 sogar „die erste Rücksicht bei einem Staate“ (ARNDT 1803, 334) forderte. Im Konfliktfall wollte er „der höhern geographischen Nothwendigkeit [zuliebe] die kleinere linguische aufopfern“ (ebd., 355). Auch später blieb Arndt bei einer *Koexistenz* von Sprache und „Geographie“; Deutschland war ihm nicht nur ein Sprachland, sondern auch ein *geographisches* Land mit *natürlichen* Grenzen, im Westen z.B. die Ardennen, Vogesen und der Schweizer Jura (ARNDT 1844, 346ff.).

Noch konsequenter gab Friedrich Ludwig Jahn der *äußeren Natur* der *Erdoberfläche* den Vorrang vor der Sprache. Schon ein „flüchtiger Blick auf die Landcharte“ Europas offenbarte ihm „natürliche Gränzen oder Scheiden“ (JAHN 1884, 171) der Völker und ließ ihn die Unterwerfung der menschlichen Ordnungen unter die „Ordnung des Erdreichs“ fordern, die er klar durch „Wasserscheiden“ paraphiert sah. Was die Natur „nach ihren ewigen Gesetzen im Raume als Land zusammengefügt“ habe, das „soll der Mensch nicht durch Schwertstreiche und Federstriche scheiden; was sie geschieden, soll der Sterbliche auch nicht fügen wollen“ (JAHN 1885/2.1, 583). Diagonalen zwischen den Eckpunkten seines natürlichen Deutschlands trafen sich an der mittleren Elbe, dem späteren „Mitteldeutschland“, wo die Hauptstadt „Teutona“ (JAHN 1884, 206) entstehen sollte. Wenn Jahn andererseits das „Volksthum“, die Sprache, zur „einzigen natürlichen Gränze“ (ebd., 167) erhob, so war dies kein Widerspruch; denn Völker, die ihre geographischen Scheiden überrannten, setzten sich ins Unrecht. Sie *sollten*

sich besser hinter ihre natürlichen Grenzen zurückziehen, um ihre territoriale Existenz dauerhaft zu sichern. Indem Jahn mit einem *normativen* Naturbegriff arbeitete, der sich dem bloßen Auge schon im Kartenbild verbindlich präsentierte, trat der an sich *simmindifferente* geographische Raum aus der *Ding-Welt* in die *Sinn-Welt* über, und die Nation bekam einen *objektiven* physischen ‚Leib‘ *vorgeschrieben*, in den sie ihre ‚Seele‘ einpassen *sollte*.

Mit diesem ontologisch verankerten normativen Naturbegriff operierte auch die klassische deutsche Geographie, die sich um 1800 als *Länderkunde* von der damals dominierenden *Staatenkunde* oder *Politischen Geographie* absetzte. Wie bei Jahn blieben ihre „natürlichen Länder“ über eine *normative* Brücke mit den Staaten verbunden. *Ein Land = ein Volk = ein Staat*: das war die Quintessenz des Paradigmas der Länderkunde in seiner vor-imperialistischen Version. Als Waffe gegen das Bestehende eingesetzt, soweit es als „unnatürlich“ und somit „unvernünftig“ galt, gehört dieses Denken in die Tradition der Aufklärung und stand im Dienste des ‚ewigen Friedens‘; denn wenn alle Völker mit „ihren“ Ländern zusammenfielen, war die Normativität des Seins zur Realität geworden und das nun Bestehende vernünftig (vgl. SCHULTZ 2000).

Zunächst schien, bezogen auf Deutschland, geographisch alles klar zu sein. Als seine „Urgrenzen“ bzw. „Urmarken“ bestimmte August Zeune das Meer und die Alpen, Oder und Rhein (ZEUNE 1808, 64ff.; DERS. 1810). Später, mit dem Rückzug Napoleons über den Rhein, korrigierte er sich unter dem Druck der nationalen Aufbruchsstimmung. Deutschland erstreckte sich nun vom Durchbruch der Rhône unterhalb Genfs „bis zum nördlichen Vorgebirge Skagen auf der Halbinsel Jütland ... und von den Sanddünen bei Dünkirchen bis zur Sandbank oder Landzunge Hela“, wobei er als grobe Grenzmarken March- und Leithagebirge, Alpen, Ardennen und die Nord- und Ostsee angab und für die Ostgrenze einen „Weichselwald“ als Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel erfand, den andere Geographen nicht finden konnten (DERS. ³1830, 264).

Popularisiert wurde dieses natürliche Deutschland durch den seit 1850 Rekordauflagen erlebenden „Leitfaden“ Hermann Adalbert Daniels, aus dem die deutsche Jugend lernte, dass das natürliche Deutschland größer sei als das politische (DANIEL ³1853, 105f.). Nur Teile Tirols und Preußen/Posen gingen im Deutschen Bund über die natürlichen Grenzen hinaus, doch ohne dass Daniel empfohlen hätte, diese Territorien nach dem Willen der Natur an andere Mächte abzutreten. Mehr und mehr aber setzte sich die Auffassung durch, dass speziell im Osten jede natürliche Grenze fehle, während sie im Westen durchlässig sei. „Wie einfach“, konstatierte Friedrich Ratzel, „war die Aufgabe des Zusammenschlusses von England, Wales und Schottland zu Großbritannien, ganz selbstverständlich, wie klar vorgezeichnet auch noch die Wachstumslinien Frankreichs zwischen Alpen und

Pyrenäen, Mittelmeer und Ozean. Welche zerfließende Entwicklung dagegen die Deutschlands mit seiner Grenzlosigkeit im Osten!“ (RATZEL 1899, 75). Nach dem Desaster des Ersten Weltkriegs beklagte Lautensach Deutschlands „uferlose Zwischenlage“, durch die dem deutschen Volk im Osten und Westen „ein sich scharf ins Bewußtsein prägender zielsetzender Grenzsaum überhaupt“ fehle, so dass ihm „eine klare Antwort“ auf die Frage nach seiner „nationalen Aufgabe“ versagt geblieben sei. Diese geopolitische Lageanalyse gipfelte in der Gewissheit: „Diese eine Tatsache umfaßt letzten Endes die ganze Tragik des deutschen Schicksals“ (LAUTENSACH¹³ 1927, 245; Herv. i.O.). So wurde ein morphologisches Faktum zum historischen Fatum, das einer verfehlten Politik die geographische Absolutivon erteilte.

Aber nicht nur Deutschlands natürliche Außengrenzen, auch seine Natur im *Innern* beurteilten viele Geographen als defizitär, weil „keiner seiner Landschaften durch Lage und Natur ein Übergewicht gegeben war, welches die Einheit des ganzen, seine Beherrschung von einem Punkte aus sicherstellte“ (PARTSCH 1904, 353). Schon 1836 hatte Mendelssohn als charakteristische Schwäche Deutschlands die „Zersplitterung des Centrums“ und ein „Zurücktreten“ gegenüber den „mächtigeren, weit mehr nach innen vereinten, und nach außen scharf umgränzten peripherischen Gliedern“ bemerkt und es mit der „Zersplitterung“ (MENDELSSOHN 1836, 122) Griechenlands verglichen. Cotta bekräftigte später aus geologischer Sicht diesen Negativbefund. Deutschland war für ihn ein „künstlicher Begriff“, „ein geologisches (wie politisches) Conglomerat, ... ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land.“ Vergeblich suche man nach natürlichen Begrenzungen und einem „großen centralisirenden Becken“ (COTTA 1854, 5). Deutschland war gleichsam der Rest, der bei der Aufgliederung Europas in wohlabgegrenzte natürliche Länder übrig blieb, so als hätte die Natur gar keinen homogenen deutschen Nationalstaat vorgesehen.

Was hätte anders sein müssen? Hermann Wagner spielte diesen Gedanken durch. *Theoretisch* seien die „sich in den Richtungen verschränkenden und durchkreuzenden“ deutschen Mittelgebirge auch in anderer Anordnung denkbar, etwa so, dass diese Anordnung „durch eine allmähliche Senkung des Ganzen nach der Mitte zu die geographische Einheit des deutschen Bodens, die Gruppierung der Stufenländer zu einem großen centralen Flußsystem bedingte, das sich in breiter Oeffnung mit dem germanischen Tieflande vereinte“, doch „ein Blick auf die Karte“ zeige, nur: „Dem ist aber nicht so.“ Vielmehr neigten sich die Mittelgebirgslandschaften mit ihren Terrassen und Ebenen alle „nach außen, also in entgegengesetzte Richtungen“, oder öffneten sich dorthin (WAGNER⁴ 1879, 722). Für Lautensach bildeten sie gar „eine Hauptmauer in der Kästelung des mitteleuropäischen Bodens“ und hätten einen „unheilvollen Einfluß auf den Ablauf der deut-

schen Geschichte“ (LAUTENSACH 1926, 84) ausgeübt. Dieses Bild von der *Gebirgsmauer* quer durch Deutschland geht wohl auf Kutzen zurück, der 1855 von einem „bemerkenswerten Damm“ sprach, der Deutschland in „ziemlich gerader Linie von Osten nach Westen“ durchschneide und in zwei etwa gleich große Hälften teile. Diese „Centrallinie“ behauptete er, sei „in vielen wichtigen Beziehungen wirklich trennender Natur“ und bilde eine Art „Centralmauer für unser Vaterland“ (KUTZEN 1855, 34f.).

Mit den Gebirgen wurden zugleich die großen Ströme als ungeeignet für die nationale Einheit Deutschlands beurteilt. Während ihre „Parallellinien“ das norddeutsche Tiefland, „zu großen Massen“ konzentrierten, werde das mittelgebirgige Deutschland „durch die planlos gekreuzten Thal- und Flußlinien zerstückt“ (RIEHL³ 1856, 123). Für Johann Georg Kohl, liefen Deutschlands Flüsse „nach allen Winden“ auseinander, während die Flüsse anderer europäischer Länder „zu einem compacten Ganzen sehr innig verflochtene Systeme“ (KOHL 1873, 536) bildeten. Später griff Erich Obst das Flußmotiv zur Erklärung der deutschen Sonderrolle in Europa auf. Während für ihn der französische und russische Zentralismus durch ein radial ausstrahlendes Flußnetz im Einklang mit der Landesnatur stand, suchte er für Deutschland ein solches „Konvergenzgebiet“ vergeblich. Die Parallelschaltung der deutschen Flüsse vom Rhein bis zur Weichsel habe einen deutschen Zentralismus verhindert (OBST 1928, 33). Aus der Südostrichtung der Donau schloß Adolf Grabowsky gar auf einen „geopolitischen Zwiespalt“ Deutschlands, der sich im Innern als Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland und nach außen als Gegensatz zwischen einer kontinentalen und einer überseeischen Stoßrichtung der Politik geäußert habe. Speziell Thüringen sei, wie eine suggestive Gewässerkarte in Schwarz-Weiß-Manier belegen soll, aufgrund seiner „zerstückelten und verzettelten“ Bodenstruktur ohne „beherrschenden Mittelpunkt“, ein wirkliches Zusammenwachsen zwischen Nord- und Süddeutschland sei dadurch verhindert worden. So habe Preußen „Thüringen und überhaupt das mitteldeutsche Gebirgsland gleichsam ... umgehen“ müssen, „um eine Verbindung nach Oberdeutschland zu bekommen“ (GRABOWSKY 1928, 52f.).

Diese vermeintlichen Defizite der Landesnatur sah der Länderkundler in der kollektiven Psyche der Bewohner gespiegelt. Abstammung oder historische Einflüsse hätten höchstens temporär die Ausprägung des deutschen *Nationalcharakters* maßgeblich bestimmt, in erster Linie verantwortlich sei vielmehr die konstante, über lange Zeiträume bestehende Einwirkung der Landesnatur. Für den Landeskundigen lag es auf der Hand, dass Deutschlands Oberflächenformen eine Neigung zum *Individualismus*, *Partikularismus*, *Lokalpatriotismus* und *Separatismus* bewirkt hatten, ja einige parallelisierten sogar das geologisch zerrissene Terrain der deutschen Mittelgebirge mit einem Hang zu „revolutionären Volksstimmungen“ (COTTA

1854, 611). Konträr hierzu sah der Geograph aber auch durch die offene Mittellage und ihre Kontaktmöglichkeiten nach allen Seiten einen *Kosmopolitismus* und die *blinde Verehrung alles Fremden* gefördert, was die Entwicklung eines starken nationalen Willens verhindert habe (LAUTENSACH ¹³1927, 246). Noch 1934 diagnostizierte Ruppert v. Schumacher aufgrund des „Mangels eines geopolitischen Zentrums“ eine „gewisse Absprungbereitschaft ins Grenzenlos-Phantastische im seelischen Untergrund des deutschen Volkes“, „ein Grenzensuchen, ein Raumgestaltungs- und -erfüllungs(-wachstums-)bedürfnis, das aus dem vielgestaltenden deutschen Raum nach allen Richtungen“ strebe. Lieber hätte er sich einen „Einigungskampf“ gewünscht, der „von einem geographischen Mittelpunkt aus mit Naturgewalt radial bis zur äußersten Machtverdünnungsgrenze“ (SCHUMACHER 1934, 224f.) gegangen wäre.

So war Deutschland, geographisch gesehen, ein europäischer *Sonderfall*; die Mitgift seiner Landesnatur hatte ihm die Nationalstaatsbildung im Gegensatz zu den anderen großen Nationen Europas erheblich erschwert. Doch seine Mängel ließen sich als Stärken umdeuten. So mutierte z.B. die „*Manngfaltigkeit*“ des deutschen Bodens bei Harms zur Quelle für die „*wechselvolle landschaftliche Schönheit*“ Deutschlands, während die Entwicklung „*in getrennten Räumen*“ als Voraussetzung für den „*Wetteifer*“ der deutschen Stämme gelobt wurde. Zugleich aber habe das „Fehlen schroffer Übergänge“ zwischen den „natürlichen Gebieten“ den Weg zur politischen Einheit offengehalten (HARMS 1897, 25). Die Zauberformel, die alle Gegensätze im Innern überbrückte und eine positive Identifikation mit dem Ganzen ermöglichte, hieß *Einheit in der Vielheit*; sie konnte aber, das war ihr Reiz, ebenso gut umgekehrt werden in *Vielheit in der Einheit*, je nach Intention. Schon Anfang des 19. Jh.s präsentierte Beneke zur Lösung der deutschen Einheitsfrage die Idee der *Dreistufigkeit*. Er unterschied zwischen einem „deutschen Alpenland – (Hochland.)“, dem „gebirgigen Deutschland – (Oberland.)“ und dem „ebnen Deutschland – (Niederland.)“ ([BENEKE] 1810, 16). So verschieden diese Abstufungen seien, so sehr ähnelten sie sich untereinander. Gut 100 Jahre später erblickte ein bayerischer Schulgeograph (GEISTBECK 1913, 109f.) im „Stufenbau“ des deutschen Bodens den „einheitlichen Grundzug seiner Bodenform“, die „fast alle übrigen geographischen Phänomene“ beherrsche. Selbst die Flüsse galten dem Ratzel-Schüler, wie schon Ratzel selbst (RATZEL 1898, 114f.), als einheitsfördernd. Von der „Vielartigkeit der Bodengestalt“ sah er dagegen wie üblich eine Erschwerung der politischen Einheit Deutschlands ausgehen, doch kanzelte er rigoros „jene Erdbeschreibung“ als überaus „kläglich“ ab, „die sich nicht genug tun konnte und kann in der Hervorkehrung des Gegensätzlichen in der deutschen Landes- und Volksnatur, die ... jeden Höhenrücken und jeden Flußlauf zu einer hochbedeutsamen politischen Marke stempelte und ...

über dem Teil das Ganze, über dem Verschiedenartigen das Einheitliche übersah!“ Für Geistbeck war es nicht die „vielberufene Vielgestaltigkeit des deutschen Bodens“, die die „unselige politische Zerklüftung des deutschen Volkes“ zu verantworten hatte, sondern seine „unglückselige politische Geschichte“. Das wohl eingängigste Bild für die geographische Drei-Einigkeit Deutschlands fand Joseph Partsch mit seinem „Dreiklang Alpen, Mittelgebirge, Tiefland“, nur dass er bei ihm über Deutschland hinaus „die Symphonie des mitteleuropäischen Länderbildes“ beherrschte und vom Kanal bis zum Schwarzen Meer ging. „Wo einer seiner Töne ausklingt, ist Mitteleuropa zu Ende“ (PARTSCH 1904, 4). So schlug die ursprüngliche *Kakophonie* der morphologischen Großformen in eine landschaftliche *Harmonie* um, die der Geograph „am reinsten ... in Deutschland“ (GAUß 1935, 8) realisiert sah.

Folgenswer war auch die Behauptung, dass Deutschland „vor allen übrigen Ländern mit dem Charakter *Europa's überhaupt* ausgestattet“ sei und sich auf seinem Gebiet die Extreme *harmonisierten* (KUTZEN 1855, 38; Herv. i.O.). Europa ging gleichsam in Deutschland auf. Auch dieses (politisch leicht instrumentalisierbare) Argument brachte schon Beneke (s.o.) vor. Emphatisch zugespitzt, lautete es: „Deutschland ist [!] der Norden, aber auch der Süden, der Westen, aber auch der Osten. Ganz Europa findet sich in seinen Landschaften wieder“ (SPRINGENSCHMID 1937, 1). Selbst die Flüsse bekamen nun einen positiven Sinn: Zwar hätten sie Deutschlands staatliche Einigung erschwert, ihm aber durch ihren Kontakt mit allen europäischen Meeren eine „besondere europäische Aufgabe“ (ebd., 2) zugewiesen. Von der *All-Repräsentanz* der geographischen Verhältnisse Europas führte der Weg zur *Mitte-Ideologie*, die zu den hartnäckigsten geopolitischen Mythen der deutschen Eliten gehörte und noch in den 1980er Jahren ein *Revival* erlebte. Deutschland werde, behauptet Steinhard in seiner Länder- und Völkerkunde für den Hausgebrauch, mit weit größerem Recht als „die Mitte, das Herz oder der Kern Europa's bezeichnet“, als die Chinesen dies mit ihrem Land in bezug auf Asien täten; denn Deutschland bilde „in der That in jeder Beziehung den wahren Mittelpunkt, das eigentliche Herz des Erdtheils und, da dieser in der Mitte aller Erdtheile“ liege, „sogar den Mittelpunkt der bewohnten Erde“ (STEINHARD 1856, 3). „Kein anderes Land in Europa“, verkündete Kutzen, habe „für alle übrigen in diesem Erdtheile eine *so centrale, so concentrirende, so vermittelnde und ausgleichende Stellung, als Deutschland*“ (KUTZEN 1855, 2). Oder in einer Version kurz vor dem Zweiten Weltkrieg: „Wie ein breiter massiger Rahmen um das Bild in der Mitte liegen die einzelnen europäischen Landgebiete an den vier Seiten des deutschen Raumes“ (SPRINGENSCHMID 1937, 1).

2 „Mitteldeutschland“ bis zum Ende des Ersten Weltkrieges

Wenn nun Deutschland die Mitte Europas und mit diesem zugleich die Mitte der Welt war, wo befand sich die Mitte Deutschlands? Für Otto Schlüter kam nur „das Bild konzentrischer Kreise“ in Frage, wobei er hinzufügte: „wie bei Mitteleuropa im Gegensatz zum übrigen Erdteil.“ „Niemals“ lasse sich dies „anders ... denken.“ Eine Ausgliederung Mitteleuropas oder Mitteldeutschlands „nach einem ganz anderen geometrischen Verhältnis“ könne „nur störend und verwirrend wirken“ (SCHLÜTER 1927, 21; DERS., 1929, 9). Doch Schlüter irrte. Der Begriff „Mitteleuropa“, um 1800 aufgekommen, wurde sehr verschieden bestimmt. Drei Hauptvarianten (vgl. SCHULTZ 1997) gab es: ein zunächst dominierendes *breitenparalleles* Mitteleuropa, das vom Atlantik bis zum Ural oder wenigstens bis zum Schwarzen Meer ging und Nord- von Süd-Europa trennte, ein im Ersten Weltkrieg als „Zwischen-europa“ Karriere machendes *meridionales* Mitteleuropa, das vom Nordkap bis Kreta reichte und West- von Ost-Europa schied, und ein Mitteleuropa im Sinne Schlüters, das zwischen Nord-, Süd-, West- und Ost-Europa in der Mitte des Kontinents lag und als *Zentrum-Peripherie*-Mitteleuropa bezeichnet werden kann. Analoge Varianten existieren für „Mitteldeutschland“, wobei die meridionale erst nach 1945 auftaucht.

Die *breitenparallele* Variante knüpfte an das Motiv der Dreistufigkeit (s.o.) an. BENEKES mittleres Deutschland, das „Oberland“, lag zwischen dem 48. und 52. Breitengrad (Abb. 1). 1830 griff Zeune, der ein meridionales „Mitteleuropa“ vom Atlantik bis zum Schwarzen Meer vertrat, Benekes Dreistufigkeit als „Ober- Mittel- und Niederdeutschland“ auf, wobei „Mitteldeutschland“ vom „Jurakalk“ bis zum „böhmisch-mährischen Gebirge“ reichte und im Norden den Harz und die Westfälische Pforte einbezog (Abb. 1). In diesem „Mittellande“ entsprangen „die Oder, die Elbe, die Weser, der Main, der Nekkar“. Die Städtereihe Straßburg, Nürnberg, Bamberg, Prag, Breslau galt Zeune als die „mit den eigentlichen Hoch- und Granitalpen“ gleichlaufende Orientierungslinie für dieses „Mittelland“ (ZEUNE ³1830, 246ff.). Kurz darauf tauchte ein „mitteldeutscher Gebirgsgürtel“ bzw. „mitteldeutscher Gebirgsbogen“ auf, der im Fichtelgebirge seinen „Hauptgebirgsknoten“ (SCHNEIDER 1838, 61, 63) besaß und von den Sudeten im Osten bis zum Hunsrück und Harzt im Westen reichte. Cotta kannte ein „Mittelland“, das „alles“ umfasste, „was zwischen der norddeutschen Niederung und den Alpen“ lag, auch Böhmen und Mähren, die Bayerische Hochebene mit München und das Wiener Becken (COTTA 1854, 106f.; Abb. 1). Riehl betonte in *Land und Leuten* besonders „die mächtige Schwelle Oberdeutschlands“, doch sei dieser kulturgeschichtlich „so entscheidende Bergwall ... merkwürdiger Weise“ ohne „gemeinsamen volkstümlichen Namen“ geblieben. Er selbst nannte „den gesammten über 130 Meilen langen Berggürtel kurzweg das deutsche Mittelgebirge“, sprach auch vom „mittel

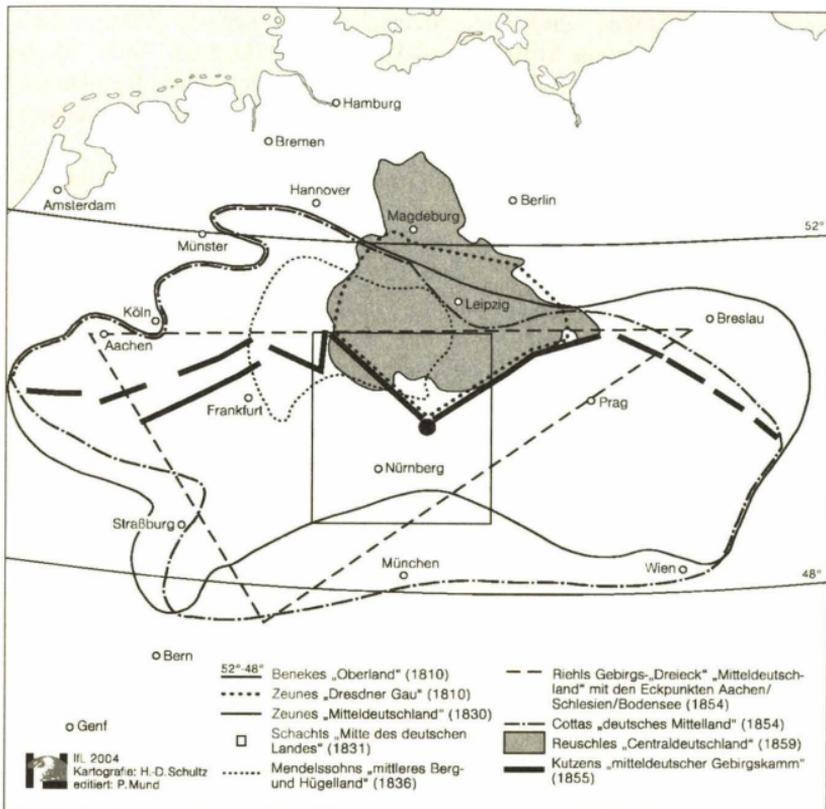


Abb. 1 : „Mitteldeutsche“ Grenzen bis zur Reichsgründung

gebirgigen Deutschland“ und – synonym – von „Mitteldeutschland“. Das so bezeichnete Gebiet lasse sich „keineswegs durch drei Parallellinien auf der Karte darstellen“, sondern sehe „fast wie ein Dreieck“ aus, „dessen einer Winkel in Schlesien, der andere am Bodensee, der dritte an der preußisch-belgischen Grenze bei Aachen“ liege (RIEHL³ 1856, 121 ff.; Abb. 1). Kutzen übernahm den Begriff „Mitteldeutschland“ nicht, kann ihn folglich auch nicht „zur vollen Geltung“ (WOLF 1968, 7) gebracht haben. Er sprach lediglich „nach dem Vorgange eines [ungenannten] Geographen“ von einem „mitteldeutschen Gebirgskamm oder mittleren Hauptkamm“ (Abb. 1), der Deutschland „in ziemlich gerader Linie von Osten nach Westen“ durchschneide und in „zwei ziemlich gleiche Abschnitte, in eine südliche und eine nördliche Hälfte“, in „Hoch- oder Oberdeutschland“ und „Niederdeutschland“ (KUTZEN 1855, 35f., 41) teile. Auch Daniels „Leitfaden“ in allen Auflagen bis zum Ersten Weltkrieg und sein Handbuch kannten nur die

Zweiteilung in „Ober-“ und „Niederdeutschland“; innerhalb „Oberdeutschlands“ lag „die deutsche Mittelgebirgs-Landschaft“ (DANIEL 1863, 23), die sich aus den „mittleren Stufenlandschaften des süddeutschen Berglandes“ (ebd., 256) und dem „Norddeutschen Bergland“ (ebd., 379) zusammensetzte.

Bewegung in die morphologische Großgliederung Deutschlands brachte Albrecht Penck, der 1887 zwischen „zwei streng [!] gesonderten Abschnitten“ des mittleren Deutschlands unterschied: einen westlichen mit dem „subhercynischen Hügelland“, dem Rheinischen Schiefergebirge, dem Hessischen Berg- und Hügelland und Thüringen und einen östlichen mit Erzgebirge und Sudeten, der vor allem „durch seine Schmalheit“ auffalle. Während er den westlichen als ein „selbständiges Glied in der Gestaltung des deutschen Bodens“ hervorhob und dies terminologisch durch den „Namen der mitteldeutschen Gebirgsschwelle“ ausdrückte, war der östliche für ihn eine „bloße Umwallung des Böhmisches Beckens, ohne die Rolle einer eigenen Landschaft zu spielen“ (PENCK 1887, 284; Abb. 2). Diese Abgliederung des östlichen Teils konnte sich jedoch nicht durchsetzen. Gustav Braun dehnte die „mitteldeutsche Schwelle“ sogar wieder auf Böhmen und Mähren aus und bezeichnete das gesamte Gebiet zwischen Ardennen und Beskiden als „Mitteldeutschland“ (BRAUN 1916/II, Karte; Abb. 2). Andere, wie Ule, die Böhmen und Mähren nicht dazuzählten, unterschieden zwischen einem breiteren „westlichen“ und einem schmaleren „östlichen mitteldeutschen Gebirgsland“ oder kurz einem „West-“ und einem „Ostflügel“ (ULE 1896, 50, 61; Abb. 2), während Wilhelm Volz von einer „Böhmischen oder Mitteldeutschen Scholle“ resp. „Schwelle“ inklusive Thüringer Wald und Tieflandsbuchten und einer „Westdeutsche Schwelle“ inklusive Vogesen und Schwarzwald sprach. Die dazwischen liegende „hessische Senke“ ging an das „südwestdeutsche Becken“. Über diese Gliederung hinweg, reichte Volz’ „Gebirgsschwelle der Mitte“ vom Rheinischen Schiefergebirge bis Schlesien und Sudetenland, aber ohne Böhmen und Mähren (VOLZ 1936, 97f., 183). Offenkundig lag mit dem zonalen „Mitteldeutschland“, wie Albrecht Burchard konstatierte, „kein räumlich gut abgegrenztes Naturgebiet vor“, auch sei es politisch nie geeint gewesen. Wäre es dazu gekommen, so wäre auch nur analog zur Tschechoslowakei „ein höchst unglückliches Gebilde entstanden ...: eine fischähnliche Gestalt mit dickem Kopf im Westen, nach Osten sich verjüngend und schließlich schmal auslaufend“. So ließ sich mit „Mitteldeutschland“ gegen die Versailler Nachkriegsordnung protestieren. Dennoch hielt Burchard wegen des überragenden Anteils der Mittelgebirge daran fest, das Gebiet zwischen Rheinischem Schiefergebirge und Oberschlesien als „Mitteldeutschland“ zusammenzufassen. Auch sah er einen Funktionswandel der „Mittelgebirgsschwelle“ vorliegen. Früher habe sie „trennend“ zwischen Nord und Süd gewirkt,

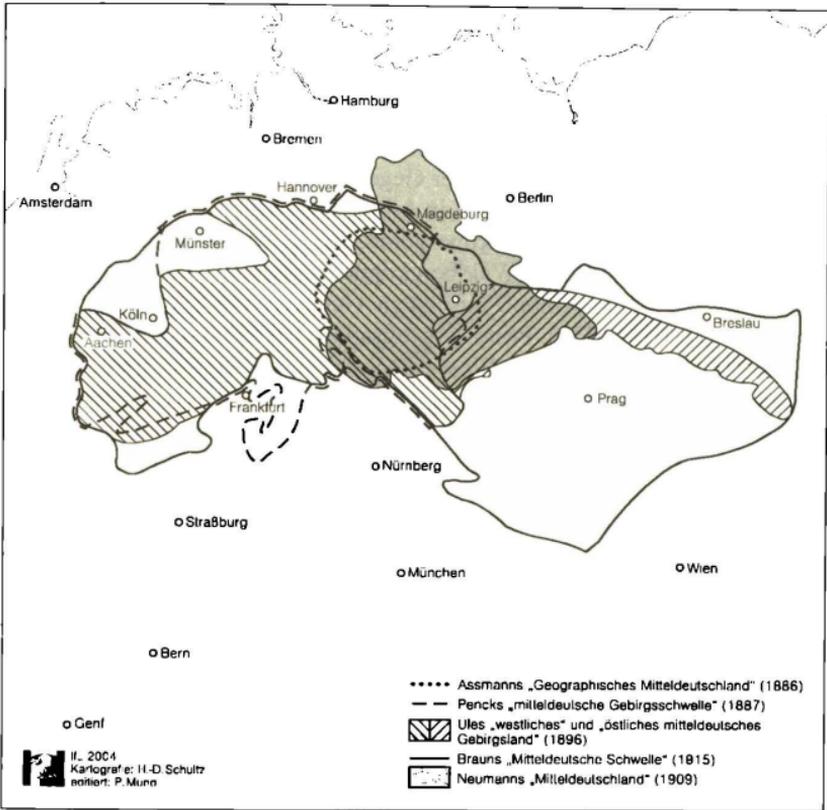


Abb. 2 : „Mitteldeutsche“ Grenzen nach der Reichsgründung

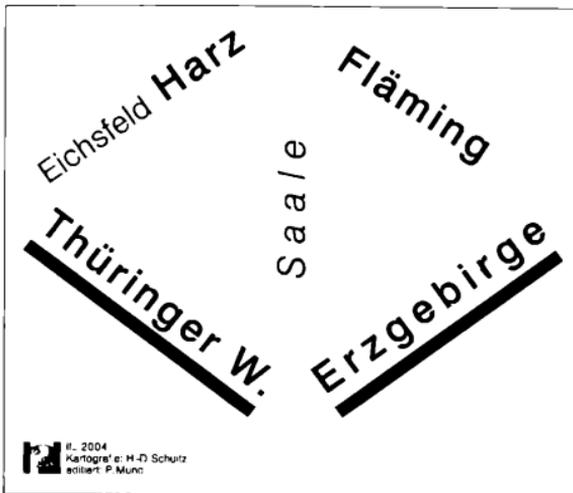
heute sei sie ein „wichtiges Bindeglied geworden, namentlich seitdem sie von einer dichten, gewerbefleißigen Bevölkerung besiedelt“ sei, „die hinsichtlich ihres Charakters zwischen Nord- und Süddeutschland“ (BURCHARD 1926, 346) vermittele.

Als die Substantivierung eines Toponymums „mitteldeutsches Marschland“ hat sich von geographischer Seite wohl nur Ewald Banse gewagt, ein Exzentriker unter den Länderkundlern. In ermüdender Variation stellte er fest, dass „in Mitteldeutschland Landschaft und Mensch nicht so völlig zum Stimmen gebracht“ worden seien wie in „Niederdeutschland“. Die „niederdeutsche Natur“ ergreife und lasse verstummen, die „mitteldeutsche“ lasse dagegen jauchzen und bringe „zum Reden“. Der „mitteldeutsche Mensch“ stehe „bewußter vor seiner Landschaft als der niederdeutsche“, er sei „nicht so völlig Teil seiner Landesnatur wie dieser“, sondern spiegele sich in ihr und sei sich dessen auch „früher bewußt geworden.“ Während im Norden „Natur

und Volk, Wollen und Müssen eins“ seien, bezeichnete Banse die „Harmonie“ für „Mitteldeutschland“ als „nicht völlig gelungen.“ Daher sei die Beziehung zwischen Mensch und Erde „in Mitteldeutschland nicht ganz so eng und selbstverständlich wie jene in Niederdeutschland“, und es zeigten sich „Risse und Sprünge auf dem Goldgrunde dieser Seele.“ Banes Fazit lautet: „So ist Mitteldeutschland der Gegensätze und der Spannungen voll, landschaftlich wie gesellschaftlich, in Arbeit und Wollen. Es ist eine rassellende Werkstatt, die sich wenig Ruhe gönnt, die singend Werte schafft und dabei ein wenig nach blauen Waldbergkuppen ausschaut – eine romantische Schmiede, um deren Amboß aus altem Gemäuer ein Efeuzweig rangt“ (BANSE 1932, 223f., 234). Primitiv-geographischer Edelkitsch!

Das Mitteldeutschland als West-Ost-Streifen dominierte bis nach dem Ersten Weltkrieg, verlor jedoch nach der Reichsgründung den alemannisch-schwäbisch-bayerischen Raum. Für diese „süddeutschen Landschaften“, erläuterte Harms, seien die Becken die Hauptsache, nicht ihre gebirgigen Umrandungen, während dies bei „Mitteldeutschland“ genau umgekehrt sei (HARMS 1897, 119). Immerhin gab es aber auch, physisch-geographisch, politisch-geographisch oder pragmatisch begründet, seit der ersten Hälfte des 19. Jh.s Ansätze für ein „Mitteldeutschland“ im *Zentrum-Peripherie*-Sinne (vgl. Abb. 1 u. 2), wobei Ludwig Neumann sich noch 1909 bewusst war, damit „vom gewöhnlichen Sprachgebrauch und der üblichen Einteilung Deutschlands“ (NEUMANN ⁵1909, 589) abzuweichen. Auch naturräumliche Zusammenfassungen von Gebietsteilen in der „Mitte“ des zonalen „Mitteldeutschlands“, die nicht unter dem Namen „Mittel-“ oder „Centraldeutschland“ firmierten, sind für die Herausbildung eines zentralen Mitteldeutschlandbegriffs von Bedeutung. So fasste schon 1887 ein Unterrichtsvorschlag das sächsisch-thüringische Gebiet als eine „natürliche Einheit“ auf, deren Grenze in etwa der des späteren zentralen „Mitteldeutschlands“ entsprach (KIPPING 1887, 193). Harms behandelte zwar in seiner *Vaterländischen Erdkunde* Thüringen und Sachsen als zwei eigenständige „natürliche Gebiete“ im Rahmen der „mitteldeutschen Landschaften“, die man „neuerdings wohl als die mitteldeutsche Gebirgsschwelle“ bezeichne, doch ging den Kapiteln eine Einleitung „Die Thüringisch-sächsische Bucht“ voran, die beide Gebiete schematisch in Rautenform vereinte (Harms 1897, 162, 199; Abb. 3). Das Sachsen-Kapitel endete außerdem mit einer topographischen Skizze, die erneut die Einheit von Sachsen und Thüringen unterstrich. In späteren Auflagen sprach Harms gar vom „großen Zentralbecken Deutschlands“ (HARMS ⁸1909, 187; Herv. i.O.), behielt aber die Aufteilung in zwei getrennte Kapiteln bei.

Alfred Kirchhoff, der ein Zentrum-Peripherie-Mitteleuropa, identisch mit dem „natürlichen Deutschland“, vertrat, favorisierte dagegen allein Thüringen als „die rechte Herzlandschaft Mitteleuropas“, das sich „seiner Lage



gemäß zum alten Germanien ähnlich“ verhalte „wie dieses zu Gesamteuropa“, und meinte, wenn der „wenig besagende Ausdruck ‚Mitteldeutsche‘ auf irgend einen unserer Volksstämme in tieferem Sinne“ zutrefte, so sei dies „zweifelloso der Fall beim thüringischen“ (KIRCHHOFF ²1903, 90, 92). Soweit der Vorkriegsstand.

Abb. 3 : Der sächsisch-thüringische Raum nach Harms (1897)

3 „Mitteldeutschland“ in den 1920er/30er Jahren

Gleich nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer intensiven Diskussion der Neugliederung des Deutschen Reiches, woran auch Geographen beteiligt waren, doch die Vorschläge VOGELS (1919) und TUCKERMANNs (1920) orientierten sich an Stammeszugehörigkeiten, so dass Thüringen und Sachsen getrennt blieben.

Anders Penck, der 1921 in der Neuen Börse in Leipzig zur „thüringisch-sächsischen Bucht“ als „Großgau im Herzen Deutschlands“ (PENCK 1921, 1) sprach, einem „Gau im strengsten Sinne“, der „nach Oberflächengestaltung und Bodenbeschaffenheit ... ein einheitliches Gebilde“ (ebd., 2; Herv. i.O.) sei. Er liege „genau in der Mitte zwischen Alpen und den beiden nördlichen Meeren“ und biete trotz „gebirgiger Umrahmung“ durch die Einsenkung des Vogtlandes zwischen Erzgebirge und Thüringer Wald einen bequemen Übergang ins Maingebiet, nach Süddeutschland und nach Böhmen. Hier liefen die verschiedensten „von der Natur vorgezeichneten Straßenzüge“ zusammen, wie dies „in gleicher Reichhaltigkeit auf deutschem Boden nicht“ wiederkehre. Leipzig als „Verkehrsknoten im Herzen Deutschlands“ wurde von Penck geradezu hymnisch gefeiert; jede Mustermesse sei „ein Schlag des deutschen Herzens, welcher in ganz Deutschland gespürt“ werde. Ursächlich für diese Spitzenposition der Stadt war für Penck der „Zwang geographischer Verhältnisse“, der ihm „um so bemerkenswerter“ erschien, „als bei aller Begünstigung durch natürliche Linien des Verkehrs“ die Stadt „des schiffbaren Flusses entbehrt“ (ebd., 6ff.; Herv. i.O.). Die Bezeichnung

„Mitteldeutschland“ kommt bei Penck allerdings nicht vor, vielmehr hielt er an der „mitteldeutschen Gebirgsschwelle“ fest, um zu betonen, dass es in Deutschland „nirgends ... zur Entwicklung einer großen in sich geschlossenen Landschaft“ gekommen sei, „welche den Kern zu einem staatlichen Zusammenschluß des Ganzen fordern würde“. Kurz und bündig befand er: „Man kann nicht von einem natürlichen Zentrum Deutschlands reden“ (ebd., 1).

Auf Pencks Vortrag, der eine Veröffentlichungsreihe der Handelskammer Leipzig einleitete, folgte von Johannes Riedel eine weitere geographische Legitimationsschrift, die das „mitteldeutsche Wirtschaftsgebiet“ nach seinem „natürlichen und wirtschaftlichen Aufbau“ und „seinen inneren Zusammenhängen und Grenzen“ beschrieb. Während Penck eine genaue Grenzbestimmung umging und durch die beigelegte Karte nur eine Größenvorstellung vermittelte, nahm sich Riedel den „Beweis [einer] natürlichen Grenze“ (RIEDEL 1921, 14; Abb. 4) für Mitteldeutschland vor, die er aus der *Oberflächengestalt* und der *Bewässerung* gewann. Dabei stand (so wollte es das Paradigma) vorab schon fest: „Scharf sind die Grenzen gegen die benachbarten Landschaften gezogen, unmerklich gehen im Innern die Gegensätze ineinander über“ (ebd., 10). Auch dort, wo „das lange Zusammenleben die Bewohner des nördlichen und südlichen Hanges [des Thüringer Waldes] einander angenähert“ habe, sei „trotzdem die Tatsache festzuhalten, daß im Thüringer Wald selbst die natürliche Grenze zu suchen“ (ebd., 11) sei. Der *Primat der Natur* steht fest: „Die natürlichen Grundlagen weisen die einzelnen Teile ... so aufeinander an, daß es nur im gegenseitigen Vorteil liegt, die wirtschaftliche Einigung zu vollziehen“, allein die partikularistischen Bestrebungen verhindern „den naturmotwendigen [!] Wirtschaftszusammenschluß“ (ebd., 8f.).

Der Anstoß zu einer geographischen Einheit „Mitteldeutschland“ kam also von *außen*, nachdem die Öffentlichkeit schon länger von einem wirtschaftlich bestimmten „Mitteldeutschland“ im engeren Sinne redete. Zu einer intensiveren Beteiligung von Geographen am „Mitteldeutschland“-Diskurs kam es nach dem Vorpreschen Pencks jedoch erst ab 1927. Es scheint, als habe man abwarten wollen, ob der neue Sprachgebrauch nur eine „Gewohnheit des Augenblicks“ ohne „tiefere wissenschaftliche Begründung“ (SCHLÜTER 1927, 7) war oder mehr. Nachdem sich Letzteres abzeichnete, plädierte Schlüter dafür, die „gewohnten Einteilungen“ des Faches „auf ihre innere Berechtigung“ (ebd., 7) zu prüfen, um den Anschluss nicht zu verpassen. Doch obwohl man einer Entwicklung hinterherlief, mischte man sich in die laufende Diskussion z.T. recht anmaßend ein und erwartete von der Öffentlichkeit, dass sie die Geographie als *die* Falsifikationsinstanz akzeptierte, die darüber zu entscheiden hatte, ob das zentrale Mitteldeutschland auch „rein objektiv“ (BLUME 1929, 194) eine wirklich

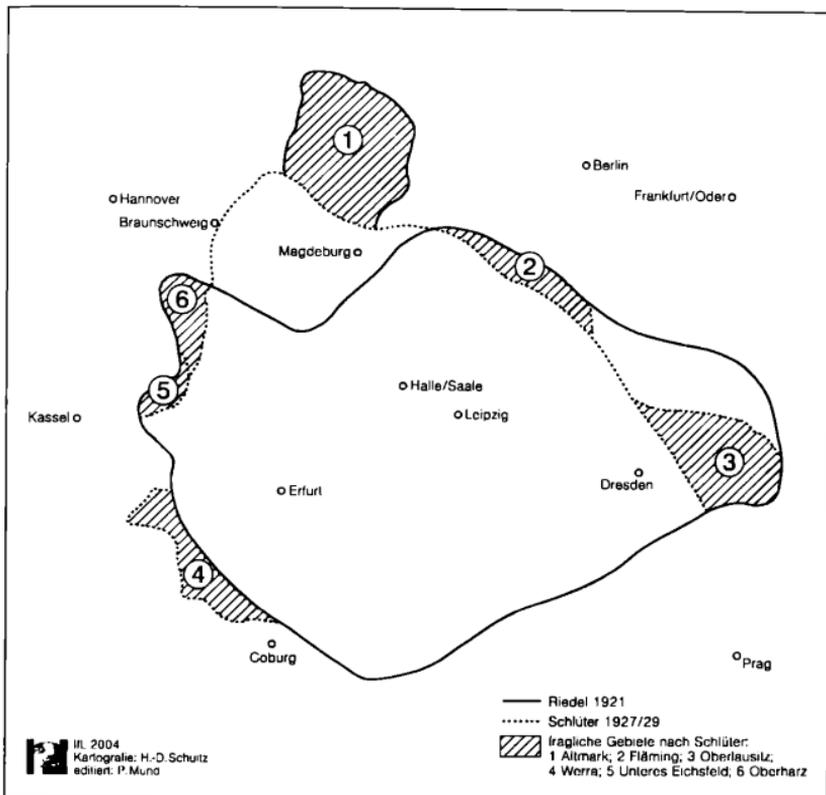


Abb. 4 : „Mitteldeutschland“ nach Riedel und Schlüter

wissenschaftlich begründbare geographische Einheit war. Offen war das Ergebnis einer Prüfung dieser Frage aber nicht mehr; denn tatsächlich konnte man nur noch bestätigen, dass das „theoretische Bemühen des Geographen um die wissenschaftlich beste räumliche Gliederung des Landes“ mit den „in weiten Kreisen herrschenden Vorstellungen von Mitteldeutschland“ kongruent ging und letztere „das geographisch Richtige“ (SCHLÜTER 1929, 11) trafen.

Zweifel an der methodischen Kompetenz der Geographie, dem „tätigen Leben ... den zweckmäßigsten Rahmen zu schaffen“ (SCHLÜTER 1927, 20), begegnete Schlüter mit dem Hinweis, dass es dem Geographen keineswegs mehr nur um eine einfache Abgrenzung durch natürliche Hindernissen gehe, sondern um das Herausarbeiten von „Ländern“ und „Landschaften“, die aufgrund der „inneren Verbundenheit“ ihrer natürlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Eigenschaften und damit „nach ihrem Gesamtcharakter in

sich zusammengehören und so als ‚geographische Individuen‘ höherer oder niederer Ordnung erscheinen“ (ebd., 20). Zwar würden naturgeographische und kulturgeographische Raumordnungen nach verschiedenen Kriterien erfolgen, so dass sie sich nicht decken müssten, doch habe die Länderkunde eben beide gemeinsam zu berücksichtigen und danach zu streben, „räumlich geschlossene Gebiete in der Ganzheit ihrer geographischen Erscheinung darzustellen“. Gleichzeitig versicherte Schlüter, dass damit „dem ‚geographischen Individuum‘“ keineswegs „irgendwelche mystische Eigenschaft beigelegt“ würden bzw. „eine Einheit oder ein Zusammenklang sämtlicher [!] Erscheinungen innerhalb der gewählten Grenzen behauptet werden“ (SCHLÜTER 1929, 9) solle. Faktisch beherrschte bei Schlüter allerdings das Physische das Kulturelle; „denn die Landesnatur ist“ für ihn „doch immer das Bleibende, das dem äußeren Leben der Menschen zu allen Zeiten Richtung gibt und Schranken setzt. Alles Menschenwerk, das Dauer haben will, muß sich einsichtsvoll an sie anschließen“ (SCHLÜTER 1927, 33). Passend dazu verlangte Otto Maull, die ideale Reform der innerdeutschen Grenzen könne „nur in einer Neugliederung in geographische Provinzen länderkundlicher, nicht etwa lediglich wirtschaftsgeographischer oder stammeskundlicher Begrenzung gesehen werden“ (MAULL 1933, 90). Politische Raumordnung sollte *gesamt*geographisch legitimiert sein.

Nun zu „Mitteldeutschland“ selbst. Ein „wirklich in der Mitte des Ganzen gelegenes Kernstück“, erklärte Schlüter, könne nur das Gebiet um Halle-Leipzig sein. Das entspreche nicht nur dem „natürlichen Empfinden“, sondern könne schon „rein äußerlich“ mit *Karte* und *Zirkel* als „mathematischer Mittelpunkt Gesamtdeutschlands“ (SCHLÜTER 1927, 22) ermittelt werden. Was aber berechtigte dazu, dieses Gebiet auch als eine *geographische Einheit* anzusehen? „Schon der Winkel, den Thüringerwald und Erzgebirge miteinander bilden, sollte mehr an eine Vereinigung der eingeschlossenen Fläche als an ihre Zerlegung denken lassen. ... Die gesamte Abdachung und Entwässerung, die Anordnung der Wohnflächen und der Hauptverkehrslinien weisen auf das niedere Land um die untere Saale und die mittlere Elbe“ (SCHLÜTER 1929, 10). In seinem Text von 1927 betonte Schlüter noch die starken Unterschiede zwischen Sachsen und Thüringen hinsichtlich Bodenbau, Flußnetz, Bevölkerungsdichte und wirtschaftlichen Verhältnissen. Ihre Einheit sah er „vor allem“ durch die „waldreichen Schwellen“ und die „das Ganze umrahmenden Waldgebirge“ garantiert, welche die „nach vier Richtungen ausstrahlenden Tieflandflächen“ (SCHLÜTER 1927, 27) zusammenhielten. Außerdem reduzierte er die unterschiedlichen Teilgebiete „Mitteldeutschlands“ auf den Status „geographischer Individuen“ „niederer Stufe“; sie gehörten damit einer „anderen Ordnung“ (ebd., 27) an als der Gesamtraum. Zwei Jahre später, 1929, ersetzte Schlüter die „waldreichen Schwellen“ durch das von der Oker bis zur sächsischen Schweiz rei-

chende „zusammenhängende Band ertragreichen Bodens“, das „wirksamer als alles andere das Ganze“ (SCHLÜTER 1929, 10) zusammenfüge. Schon in „vorgeschichtlichen Zeiten“ habe sich „Mitteldeutschland“ mit seinen für Deutschland einmaligen freien Siedlungsflächen „als ein wahrer ‚Großgau‘“ klar abgezeichnet, wie der Blick „auf eine Karte der ‚Urlandschaft‘“ (ebd., 10) offenbare. Das „Mitteldeutschland“ des 20. Jh.s bekam damit *primordiale* Qualitäten; es war das Ergebnis der *regionalen Eigenart* eben dieses Raumes, die von der konkreten Natur nach der letzten Eiszeit selbst so angelegt und durch den Menschen allmählich herausgearbeitet worden war. „Was sich“, so Schlüter, „an diesem Bild in langer Zeiten Lauf durch Ausbau des Landes geändert“ habe, „konnte seine Grundzüge nicht zerstören. Die Rodungen haben die Teillandschaften noch enger zusammengebracht“ (ebd., 10).

Bezüglich der Grenzen dieses „Mitteldeutschlands“ hielten sich seine Befürworter an die Merkmale, die „in ihren Grundzügen von der Natur klar vorgezeichnet“ seien und „auf der Karte im allgemeinen deutlich“ (BLUME 1929, 194) herausträten. Fraglich erschien Schlüter (SCHLÜTER 1929, 11f.) die Zuordnung der Altmark, des Fläming, der Oberlausitz, der Werra, des Unteren Eichsfeldes und des Oberharzes. Beim Harz stach für ihn die Einheitlichkeit des Gebirges, ihn ganz hinzuzurechnen; im Falle des Eichsfeldes führte er die „alte Volksgrenze“ zwischen Sachsen und Thüringen ins Feld, die das Untere vom Oberen Eichsfeld trennte; in der Werrafrage empfahl er den „Rand des Paläozoikums“ zwischen dem Fluss und dem Kamm des Thüringerwaldes; im Norden nahm er die Ohretalung als Grenze an, sah aber in der Haltung der anders empfindenden Altmarkbewohner ein irritierendes Moment; im Osten schien ihm die Elbe als Grenzlinie ungeeignet, so dass vom Fläming mindestens „seine südliche Abdachung und das flache Nordwestende“ hinzugenommen werden müßten, zumal letzteres durch das Schwarzerdevorkommen seine „Verwandtschaft mit dem linkselbischen Gebiet“ bekunde. Auch die Oberlausitz, wußte Schlüter, bezögen einige Geographen ein, während andere „auf dem Ostrande des Elbgrabens“ haltmachten (Abb. 4).

Aus heutiger Sicht mag diese Fall-zu-Fall-Entscheidung, bei der einmal physisch-geographische und ein anderes Mal sozi-ökonomische bzw. ethnisch-kulturelle Merkmale zur Begrenzung ein und denselben Raumes dienten, absurd erscheinen. Für den Länderkundler war diese hybride Vorgehensweise gerade das Spezifikum seiner Methode; denn es ging ihm immer um das *Ganze* bzw. die *Ganzheit* eines Raumes, daher kam es ihm auf *alle* Merkmale an, geologische Scheidelinien ebenso wie mentale ‚Wasserscheiden‘. Im übrigen maß er – was sich freilich mit der akribischen Grenzdiskussion nur schwer vertrug – mit Blick auf das Deutsche Reich der „inneren geographischen Selbständigkeit“ und der „Güte der Grenzen am

Ende gar keine große Bedeutung“ zu; denn „eine allzu vollkommene Geschlossenheit“ stärke mehr „den Sondersinn ..., als das große Ganze“ (SCHLÜTER 1927, 32) zu fördern. Worauf es ankam, war nur, dass „Mitteldeutschland“ - „eingefaßt und vergittert von uralten [!] irdischen Baulinien varistisch-herzynisch und rheinischer Richtung“ - sich als „ein Raum besonderer Eigenart“ (KAISER 1931, 41) erwies. So konnten durchaus Unsicherheiten in der Grenzziehung im einzelnen bestehen, ohne den Geographen davon abzuhalten, in „Mitteldeutschland“ „ein wohlabgegrenztes geographisches Landschaftsindividuum“ (REINHARD 1936, 359) zu sehen, das nach innen eine „individuelle Geschlossenheit“ zeigte, bei gleichzeitig „leichten Verbindungsmöglichkeiten mit ... benachbarten Landschaften“ (ebd. 324; Herv. i.O.).

War „Mitteldeutschland“ als zentrale Landeinheit akzeptiert, so musste ihm auch eine bestimmte *Funktion* für den gesamtdeutschen Raum zugeschrieben werden. Dies geschah analog zur Rollenbestimmung Deutschlands oder „Mitteleuropas“ für Gesamteuropa. Es sei, verlaublich Schlüter, „als ob das Wesen Gesamtdeutschlands in seinem mittleren Teil gesteigert wäre“. Gemeint war die wiederholte Störung des „Eigenlebens des Raumes ... durch die Wirkungen der Mittellage, die ihn wechselnden Einflüssen von allen Seiten“ (SCHLÜTER 1935, 234f.; auch DERS. 1927, 19) ausgesetzt habe. Ebenso sah Maull die „Mittellage“ „Mitteldeutschlands“ mit einer „besonderen Geltung“ für Gesamt-Deutschland verbunden, sie habe ihm „die Funktion schicksalsmäßiger Vermittlung und Entscheidung [für das Ganze] zugemessen.“ Aufgrund der „befruchtenden Gunst“ dieser Lage im Schnittpunkt der Verbindungslinien von Orten an der Peripherie des Reiches - „Memel-Metz, Oberschlesien-Aachen, Bern-Königsberg und Graz-Sylt“ - seien von hier „wichtige Anregungen“ ausgegangen, wofür Maull als symbolische Orte die Wartburg, Wittenberg und Weimar nennt, doch sei es - nicht weniger lagebedingt - „Mitteldeutschland“ zu keiner Zeit gelungen, „zum beherrschenden Zentralraum“ aufzusteigen. Vielmehr hätten auf der Basis der *damaligen anthropogeographischen* Verhältnisse und als Folge von „Landesnatur und Lage“ die zahlreichen Staaten „Mitteldeutschlands“ nach entgegengesetzten Blickrichtungen geschaut und agiert, zum einen nach Osten, zum anderen nach Westen. Heute dagegen verknüpften Wirtschaft und Verkehr das Gebiet „zu einer hochgradigen Einheit“, die sich durch eine „weitgehende Wirtschaftsharmonie“ (MAULL 1933, 178f.) auszeichne.

Wie sah der zu diesem Zentrum-Peripherie-„Mitteldeutschland“ gehörende Mensch, *dieser* „Mitteldeutsche“ aus? Kirchhoff, der den „Mitteldeutschen“ mit dem Thüringer gleichsetzte, ließ ihn „in seinem Wesen zwischen Nord und Süd, Ost und West“ vermitteln. Daher müsse man bei ihm „Züge von Verwandtschaft mit Wesenselementen aller übrigen Spielarten des

deutschen Volkes“ finden. „Norddeutsche Energie“ und „süddeutsche Gemütlichkeit“ würden von ihm ebenso geschätzt wie der „feurige Rheinländer“. „Ehrlich verhaßt“ sei ihm „alles Undeutsche von Charakterhäßlichkeit: Bosheit gegen Mensch und Tier, eitle Selbstüberhebung, Streberei und Muckerei“; er habe „ein warmes Herz, einen offenen Kopf, Freude an der Arbeit, aber auch am Genuß“ (KIRCHHOFF ²1903, 92). Laut Maull spiegelte der „mitteldeutsche Mensch“, Obersachsen einbezogen, „die reichen Anregungen wider, die ihm aus der Mittellage geworden“ seien: „Er ist ungemein regsam und erwerbstüchtig, Neuerungen zugänglich, bildungssüchtig und wanderlustig. Er ist sich aber auch seines Einflusses bewußt, den ihm die Mittellage gegeben hat, und ist darum mit Erfolg zum Schulmeister der Deutschen geworden, der im besten Sinne auf der Basis logischer Schärfe und aus religiösem und künstlerischem Empfinden (besonders Musik) heraus die Hauptperioden deutscher Entwicklung bestimmt hat“ (MAULL 1933, 178).

Dennoch ‚spielte die Musik‘ für den Geographen nicht in „Mitteldeutschland“ sondern in Berlin. So sehr „Mitteldeutschland“ seit den 1920er Jahren eine Aufwertung in wie außerhalb der Geographie erfuhr, gar als das „wirtschaftliche Rückgrat Deutschlands“ (RIEDEL 1921, 9) bezeichnet wurde; es wurde nicht als neue Zentrallandschaft in Konkurrenz zu Berlin konzipiert. So meinte zwar Hennig, die Hauptstadt des Reiches wäre, hätte nicht historische Dankbarkeit den Ausschlag gegeben, „mehr in der geographischen Mitte angelegt worden, etwa im Thüringer Gebiet, vielleicht in Erfurt“ (HENNIG ²1931, 159), doch war Maull entschieden der Auffassung, dass Berlin, unabhängig von Preußens Verdiensten um die Reichsgründung, auch wegen des „großartigen Verkehrseinbaus in die Landschaften“ um die Stadt herum „selbstverständlich“ zur Hauptstadt geworden sei. Zwar sei seine Lage „von Natur aus [eigentlich] keineswegs günstig“, doch habe die ein halbes Jahrtausend dauernde deutsche Ostkolonisation die Voraussetzungen für eine zentrale Stellung und zentripetale Wirkung der Stadt in diesem „einzigsten großen hochgradig homogenen“ deutschen Raum geschaffen. Durch seine „Eigenentwicklung“ sei Berlin zu „einer Raumklammer geworden“, wie sie es bereits früher für ihren engeren Bezirk gewesen sei. Auch wenn sie „bestimmt nicht zentral im Deutschen Reich“ liege, sei ihre „Exzentrizität ... nicht größer als die von Paris innerhalb Frankreichs oder gar die von London innerhalb Großbritanniens“ (MAULL 1933, 192f.). Selbst Schlüter gestand ein, dass „eben Berlin, auf anderer Grundlage als das sächsisch-thüringische Land und doch nicht ohne geographische Berechtigung, die beherrschende Mittelstellung gewonnen“ habe „als wichtigster Verkehrspunkt Deutschlands und damit in gewissem Sinne des ganzen europäischen Festlandes“, so dass eigentlich „die Benennung ‚Mitteldeutschland‘ [für den sächsisch-thüringischen Raum], die sonst sein Wesen so

treffend“ bezeichne, „nicht mehr ganz am Platze“ (SCHLÜTER 1927, 31) sei. Das eigentliche (machtpolitische) ‚Zentrum‘ Deutschlands fiel somit nicht mit der „geometrischen Mitte des alten Deutschen Reiches [d.h. „Mitteldeutschland“] und des deutschen Volksraumes“ (MAULL 1933, 178) zusammen, sondern lag außerhalb dieser Mitte peripherisch!

Eine besondere Problematik ergab sich, egal welches „Mitteldeutschland“-Konzept man nahm, für Böhmen (und Mähren) und damit die Tschechoslowakei. So hatte z.B. Schlüter „keinen Zweifel“, dass *Böhmen ein Teil Deutschlands* war, es „mit dazu gehört“ (SCHLÜTER 1927, 22). Alles sprach dafür! Aus physisch-geographischer Sicht setzten seine Landschaften nur die deutschen Mittelgebirge fort, politisch-geographisch gehörte es über Jahrhunderte zum Alten Reich bzw. dem Deutschen Bund und kultur-geographisch spiegelte es angeblich nur den deutschen Kulturlandschaftsstil wider, da die Tschechen keinen eigenen entwickelt hätten. Böhmen wurde daher trotz fremder Bewohnerschaft nicht nur physisch-geographisch als *Deutsch-Land* angesehen, sondern auch als Teil des „deutschen Kulturbodens“ (PENCK 1925, 67f.). Erst dadurch erschienen „die sächsisch-thüringischen Lande recht eigentlich als das Mittelstück“ Deutschlands, während sie aktuell-politisch gesehen nur eine „Grenzmark“ (SCHLÜTER 1935, 232) waren. Für Grabowsky stellte Böhmen „höchstens“ eine Naturlandschaft dar, auf gar keinen Fall aber eine einheitliche Kulturlandschaft. Zugleich gehörte es bei ihm zum breitenparallelen „Mitteldeutschland“, das „furchtbar geschwächt“ werde, seitdem „der *böhmische Keil* tief ins Herz Deutschlands“ hineinstoße. „Süddeutschlands Sockelstellung im Deutschen Reich“ beurteilte Grabowsky als „undenkbar ungünstig“, solange Böhmen staatlich von Deutschland „abgesperrt“ bleibe. „Mitteldeutschlands“ Überbrückungsfunktion zwischen Nord- und Süddeutschland werde dadurch erheblich beeinträchtigt; denn „der Sockel“ sei „viel zu schmal, um den riesigen Oberbau Norddeutschlands zu tragen“ (GRABOWSKY 1928, 59ff.). Zwar sah Grabowsky die Absperrung bereits durch den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich beseitigt, doch für tschechische Ohren klang das wohl eher nach einer Bedrohung.

Wie erfolgreich war der Versuch, dieses alte *zonale* durch das neue *zentrale* „Mitteldeutschland“ abzulösen, dem Land ohne Zentrallandschaft nun doch eine zentrale Landschaft zu geben? Begrenzt! Zwar wurde die legitimatorische Funktion der Geographie z.B. von Erich Staab, einem Volkswirt, voll anerkannt. Ohne Berücksichtigung der geographischen Erkenntnisse würde „Mitteldeutschland“ „in der Luft schweben“ (STAAB 1928, 32), die Geographie aber zeige, dass die „*innere Einheit*“ oder Individualität des mitteldeutschen Raumes „vom *geographischen* Standpunkt aus zu *bejahren*“ (ebd., 42; Herv. i.O.) sei. Doch hielt sich vor allem der Schulbuchsektor deutlich dabei zurück, das neue „Mitteldeutschland“ als festen Lernstoff zu

verankern, während Pencks „Großgau“ gelegentlich Eingang fand. Der Penck-Schüler Emil Meynen übte sogar massive Kritik am zonalen „Mitteldeutschland“-Begriff. „Ohne im mindesten das Bestehen und die länderkundliche Einheit eines Herzgaues Deutschlands zu bestreiten“, sei die von „Innenpolitikern“ initiierte „ausschließliche Beanspruchung des Namens ‚Mitteldeutschland‘“ für die nördlichen Vorlande des Thüringerwaldes und des Erzgebirges, durch welche „die Tradition eines Namens“ (MEYNE 1935, 126) zertrümmert werde, entschieden zu verurteilen. Und während es Schlüter für unwahrscheinlich hielt, dass ein Rheinländer oder Schlesier auf den Gedanken kommen könnte, „sich in Mitteldeutschland“ (SCHLÜTER 1927, 21) zu befinden, urteilte Meynen über die wissenschaftliche Geographie, die sich der semantischen Umorientierung angeschlossen hatte: „Die begriffliche Einschrumpfung des Wortes ‚Mitteldeutschland‘ in neuester Zeit ist gesamtdeutsch gesehen kein Gewinn; gerade im Gegenteil mochten wir uns freuen, bisher in der Bezeichnung ‚Mitteldeutschland‘ eine von Volksgrenze zu Volksgrenze schicksalsverbindende Begriffsbestimmung deutschen Landes im Bewußtsein unseres Volkes zu besitzen.“ Auch die Beschränkung des Begriffs „Oberdeutschland“ auf die schwäbisch-bayrische Hochebene unter Verzicht auf die Einbeziehung der deutsch-österreichischen und deutsch-schweizerischen Lande wurde von Meynen als „willkürliche und den historischen wie sinngemäßen Gebrauch verwirrende ... Einengung“ abgelehnt. Die Bezeichnung „Süddeutschland“ für das südliche Reichsgebiet war für ihn gar „vom volksdeutschen Standpunkte [aus] unmittelbar ‚Volksverrat‘“ (MEYNE 1935, 127).

4 „Mitteldeutschland“ nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute

Nach 1945 trat „Mitteldeutschland“ im Zentrum-Peripherie-Sinne in den Hintergrund. Die bundesdeutschen Erdkundeschulbücher setzten kontinuierlich die zonale Gliederung fort und sprachen weiter von der „Mittelgebirgsschwelle“, synonym von „Mitteldeutschland“, der „Mitte Deutschlands“ oder einfach nur von den „Mittelgebirgslandschaften“ bzw. den „Mittelgebirgen“ mit oder ohne den Zusatz „deutsch“. Auch in Geographie-Lehrbüchern der DDR war in den 1950er Jahren nur vom „deutschen Mittelgebirgsland“ und seinen „Tieflandsbuchten“ (hier ohne die schlesische Bucht) die Rede. Die politische Entwicklung führte schließlich dazu, dass selbst der in der DDR reaktivierte Emeritus Otto Schlüter sich der Macht des Faktischen beugte und der zweiten Auflage seines Atlases für den sächsisch-thüringischen Raum – die erste war unter dem Titel „Mitteldeutscher Heimatatlas“ 1935 erschienen – „die rein naturgeographische Bezeichnung ‚Atlas des Saale- und mittleren Elbegebietes‘“ (SCHLÜTER

1958) gab. Im „Westen“ hielt es Günter Steinberg 1967 für noch immer richtig, den thüringisch-obersächsischen Raum als „Mitteldeutschland“ zu betrachten. Der Name drückte für ihn mehr als nur eine formale Lagebeziehung aus, die durch die politischen Verhältnisse obsolet geworden war. „Wesentlicher“ sei doch „die in Jahrhunderten erwachsene Mittlerstellung des Raumes“, die auf der Basis der Landesnatur und der kulturgeschichtlichen Entwicklung gerade auch das sozialökonomischen Gefüge geprägt habe (STEINBERG 1967, 48). Realiter meinte der in der zweiten Nachkriegszeit dominierende „Mitteldeutschland“-Begriff die DDR resp. SBZ, die zwischen „Westdeutschland“, d.h. der Bundesrepublik Deutschland, und „Ostdeutschland“, d.h. den nach den Grenzen von 1937 nun unter russischer und polnischer Verwaltung stehenden Territorien, lag (JOHN 2001, 64). Diese Terminologie ging zwar auch in die „westdeutsche“ Geographie und Schulgeographie ein, doch kam diesmal kein Geograph auf die Idee, den Streifen von der Ostsee bis zum Erzgebirge auch als *geographische Einheit* zu legitimieren, auch nicht in der DDR. Dabei wäre es durchaus möglich gewesen, diese in der Tradition der Länderkunde als Land des „Zweiklangs“ vom „Dreiklang“ der Bundesrepublik abzusetzen.

Gleich nach dem Anschluss der DDR an die Bundesrepublik Deutschland lebte dann das alte Partsch-Motiv, der „Dreiklang“, bei Dieter RICHTER (1991) zur Gesamtcharakterisierung Deutschlands wieder auf, obwohl es für den Umriss des neuen politischen Deutschlands überhaupt nicht mehr passte; denn das alte „natürliche Deutschland“ hat er gewiss nicht gemeint. Ferner plädierte Richter für ein an die neuen Proportionen angepasstes *Zentrum-Peripherie-Mitteldeutschland*, während noch kurz vor dem Anschluss Hans-Jürgen Klink zur Vermeidung von Irritationen sogar von einer „zentraleuropäischen [statt deutschen] Mittelgebirgsschwelle“ (KLINK 1990, 117f.) sprach. Das gegenwärtige „Durcheinander um topographische Namen in Deutschland“, meinte Richter, müsse durch „eindeutige Begriffe“ beseitigt werden; denn topographische Namen seien „Ausdruck geographisch geprägter und historisch gewordener Territorien.“ Betone man die „Landesnatur“, so werde „die Dreiheit von Nord-, Mittel- und Süddeutschland in den Gestalten des Norddeutschen Tieflandes, der mitteldeutschen Gebirgsschwelle und des Süddeutschen Mittelgebirgsraumes einschließlich des Nördlichen Alpenvorlandes mit dem schmalen Streifen der deutschen Alpen unterstrichen“, beziehe man dagegen „historische Kräfte und kulturelle Übergangsformen, die Ausprägung der ländlichen Siedlungsbilder und noch stärker die regionalen Unterschiede der Stadtgestalten in die Gliederung ein“, so zerteile sich „der Dreiklang von Norden, Mitte und Süden“ „in eine kulturräumliche Vielheit von Nord-, Nordwest-, Nordost-, West-, Mittel-, Ost-, Südwest-, Süd- und Südostdeutschland“ (RICHTER 1991, 9f.). „Mitteldeutschland“ umfasst bei Richter: Nordhessen, Südniedersachsen, Süd-

Sachsen-Anhalt, Thüringen und Westsachsen (Abb. 5). Auch für diese *Zentral-Peripherie-Verhältnisse* beansprucht die Geograph. Öffentlichkeit *essentialistische* Qualitäten; denn die Gliederung sollte mehr als nur eine nach Himmelsrichtungen um eine Mitte herum sein.

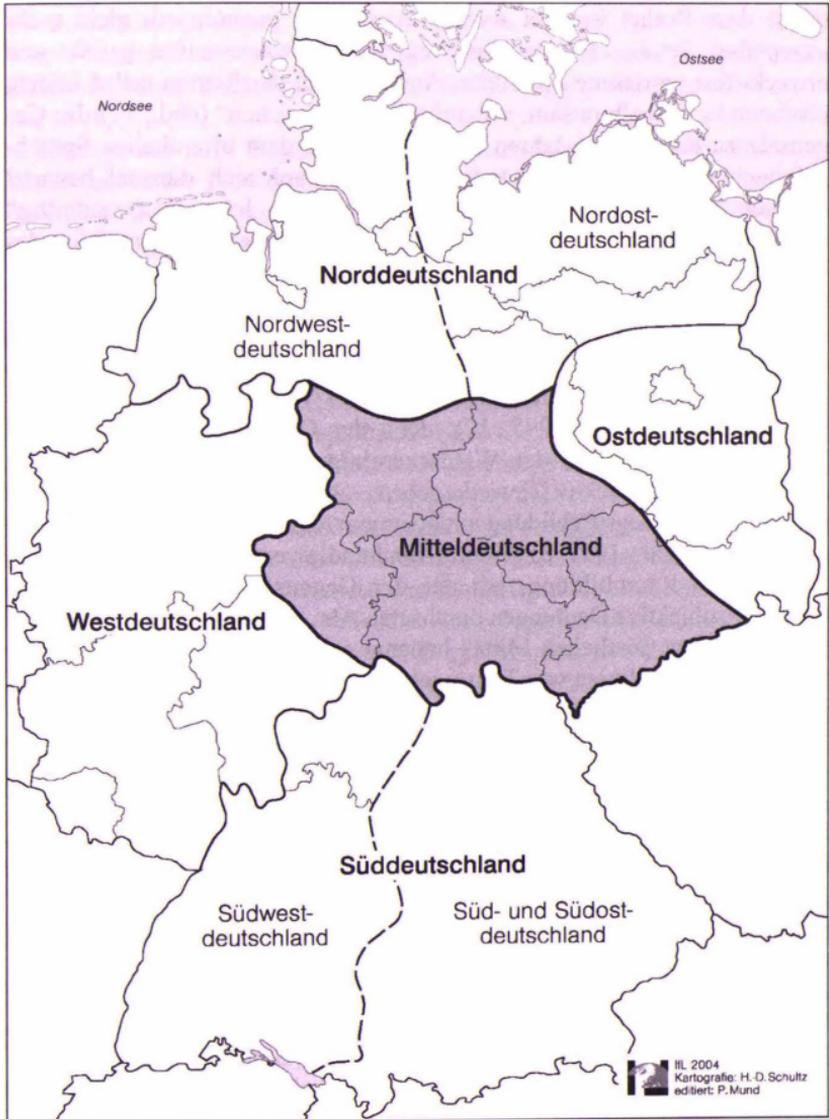


Abb. 5 : Geographische Gliederung Deutschlands nach D. Richter (1991)

Klaus Rother verwarf allerdings Richters Gliederungsvorschlag, der zur Aufrechterhaltung des Terminus „Ostdeutschland“ Grenzen ziehe, „die Gleichartiges“ trennten, „so daß die Einteilung nicht in jedem Fall schlüssig“ (ROTHER 1995, 16) erscheine. Er selbst hält eine Wiederbelebung „Mitteldeutschlands“ als Regionalbegriff für „untauglich“, da das Wort (ohne dass Rother konkret würde) „vor allem geopolitisch nicht mehr akzeptabel“ (ebd., 15) sei: „Der Begriff ist gewissermaßen besetzt und erweckt fest umrissene Leitbilder. Anders als in der Region selbst üblich, erscheint es deshalb ratsam, semantisch auszuweichen“ (ebd., 17). Im Gegensatz zu den 1920er Jahren sollte also nicht dem öffentlichen Sprachgebrauch gefolgt werden, sondern der Geograph sich diesmal bewusst dagegen stellen. Rotherer eigener Vorschlag, von John als „vernünftig“ (JOHN 2001, 67) begrüßt, greift die alte *zonale Gliederungstradition* des Nord-Mitte-Süd-Schemas inklusive der Unterscheidung zwischen einer westlichen und einer östlichen Teileinheit wieder auf, die er an der hessisch-thüringischen Landesgrenze trennt. Ihre Bezeichnung als „westliche“ und „östliche Mitte“ habe im Gegensatz zu den überfrachteten Begriffen ‚West-‘, ‚Ost-‘ und ‚Mitteldeutschland‘ den Vorteil einer neutralen Lagebeziehung (ROTHER 1995, 17); denn der Geograph müsse „über die aktuelle Situation nach der Wiedervereinigung hinaus die tatsächliche Raumgliederung objektiv [!] wiedergeben ... können, obwohl politische und geographische Begriffsbildung nicht immer einwandfrei voneinander zu trennen“ (ROTHER 1997, 6) seien. Offenkundig versteht Rother unter „objektiv“ eine Raumbildung, bei der der Gegenstand selbst sich gegen politisch-subjektive Deutungen durchsetzt. Als „grobe Orientierung“ für die Grenzen seiner „östlichen Mitte“ benennt er die aus der älteren Literatur bekannten Kammlinien von Thüringer Wald, Frankenwald, Fichtelgebirge, Erzgebirge und Lausitzer Gebirge, die breite Schwelle des Fläming und der Lausitzer Grenzwall (Südlicher Landrücken), der Flechtinger Höhenzug, der Hainich, das Eichsfeld, das Ohmgebirge und der ganze Harz, aber nur mit seinem östlichen Vorland an der Bode (ebd., 13f.). Rotherer „östliche Mitte“ ist somit nicht identisch mit dem älteren „Ostflügel“ der „mitteldeutschen Gebirgsschwelle“, an den die Namensgebung erinnert, sondern meint das „Mitteldeutschland“ im Zentrum-Peripherie-Sinne, das hier als „objektive“ geographische Einheit gerettet werden soll, ohne die unerwünschte „geopolitische“ Konnotation mitzuschleppen.

Für die aktuelle politische Diskussion sind solche semantischen Sensibilitäten bedeutungslos. Wie einst in der Weimarer Republik, sind es Finanznöte, die die Diskussion um eine Neuordnung der Bundesländer aufflackern lassen. In Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt, berichtete „Der Spiegel“ in Nr. 42 von 2002, werde schon längst auf ministerieller Ebene zusammengearbeitet und die Zusammenlegung von Ämtern, Verwaltungen und Aus-

und Fortbildungseinrichtungen geprüft. „Thüringen und Sachsen teilen sich ein Landesarbeitsamt, Sachsen und Thüringen eine Landeszentralbank.“ Der Wirtschaft seien die Ländergrenzen „einerlei“, doch „ob am Ende der Bemühungen ein neues Bundesland steht“, bleibe „zunächst offen.“ Die Sachsen immerhin hätten schon vorgebaut und sich neben dem Dresdener Landtag ein Grundstück gesichert: „Am Tag X, flachste Milbradt [der frühere sächsische Finanzminister und heutige Ministerpräsident] einst in Partylaune, könnte dort ruck, zuck das Mitteldeutsche Parlament entstehen“ (DER SPIEGEL, 59f.).

Gesetzt, das neue Bundesland „Mitteldeutschland“ käme zustande, so könnte ein in der Tradition der 1920er/30er Jahre fort denkender Geograph darin den Abschluss einer Entwicklung sehen, welche die Lageverhältnisse und Naturbedingungen einer ignoranten Politik schon immer nahegelegt hätten. Lebte Schlüter noch, würde er wohl an seine frühere Klage über die „Unnatur der Territorialgestaltung“ im sächsisch-thüringischen Raum erinnern, die angesichts der so „einfachen und klaren Raumverhältnisse“ eines „nach rein geographischen Gesichtspunkten“ bestimmten „Mitteldeutschlands“ nur „um so stärker“ (SCHLÜTER 1927, 28) empfunden worden sei. In der neuen ‚Ordnung der Dinge‘ hätte er den Sieg der *ewig bleibenden* Landesnatur über die *Vergänglichkeit* menschlicher Willkür gesehen (ebd., 33). Heute wäre eine solche Rückbindung des politischen Handelns an die Erdnatur, wie sie typisch für das länderkundliche Paradigma war, in der wissenschaftlichen Geographie ohne Überzeugungskraft, wenngleich diese Denktradition vereinzelt noch existiert, wie das Beispiel Schönfelders zeigt.

Nur bei flüchtigem Blick ist Schönfelders Position nicht-essentialistisch. Einerseits geht er mit Neef vom sog. „geographischen Kontinuum“ aus, wonach „jedwede [!] Raumgliederung vollzogen werden“ könne, „so sie denn gewissen Zwecken dienlich“ sei und entsprechend ausgerichtet werde; zugleich sucht er aber auch nach einer *geographischen Rechtfertigung* „Mitteldeutschlands“ als individueller geographischer Raumeinheit, als einer bestimmten Region“ (SCHÖNFELDER 2001, 163). Im Grunde sieht er, wie die früheren Vertreter der Länderkunde, in der Geographie eine *Falsifikationsinstanz*, die unhintergebar über die Existenz oder Nichtexistenz „Mitteldeutschlands“ entscheidet. Geographisch gesichert sei der Begriff „Region Mitteldeutschland“, weil „die Wesensmerkmale dieses Raumes ... aus einer gewissen Mittellage und Mittlerstellung erwachsen“ seien, wie dies „besonders deutlich ... in der naturräumlichen Ausstattung des Landes und in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Raumes“ (ebd., 176) zum Ausdruck komme. Diese Begründung verträgt sich nicht mit der Beteuerung, es gebe „weder richtige noch falsche Raumgliederungen“, sondern nur „zweckmäßige oder unzweckmäßige“ (ebd., 163). Denn wenn Raumgliederungen zweckabhängige Konstrukte sind und *insofern* beliebig, dann braucht es

kein zusätzliches Testat des politisch gewollten Zusammenschlusses der drei betroffenen Bundesländer durch die Geographie, die den politischen Willensakt *naturalisiert*, indem sie den Umfang des Raumes *objektiv* klärt, wie es die Länderkundler der 1920er/30er Jahre wollten. Dann geht es einzig und allein um die Frage, was mit dem Zusammenschluss bezweckt wird und ob er den intendierten Zweck erfüllt. Konkurrierende Interessen, die zu verschiedenen Abgrenzungen führen, müssen – wie auch immer – *entschieden* werden. Demgegenüber lautet Schönfelders Frage begriffsrealistisch: „Gibt es aus geographischer Sicht eine individuelle Raumeinheit, eine Region ‚Mitteldeutschland?‘“ (ebd., 164). Es „gibt“ sie für ihn als charakteristischen Ausschnitt der Geosphäre „mit einer bestimmten, art-eigenen naturräumlichen Ausstattung, ähnlicher sprachlich-kultureller Entwicklung und spezifischer Wirtschaftsstruktur“, wodurch dieser Ausschnitt „als Einheit ..., als einmalige individuelle geographische Region, begriffen werden“ könne, „obwohl er, im scharfen Gegensatz dazu, bis heute nicht als territoriale Einheit gesehen“ (ebd., 166f.) werde. Hier schimmert mit dem bedauernden Unterton selbst die *normative* Seite des länderkundlichen Paradigmas noch voll durch. Die von Schönfelder scheinbar propagierte Beliebigkeit von Raumbildungen erweist sich als Missverständnis; sein „Mitteldeutschland“ ist eben doch als „real existierendes erdräumliches Individuum“ (ebd., 176) gegeben und nicht zweckgebunden *konstruiert*, mehr mit der alten *Einheitsbrille* der traditionellen *Länderkunde* gesehen als mit der neuen *konstruktivistischen Brille* der aktuellen *Regionalen Geographie*. Seine Feststellung, dass es „immer zunächst um Kennzeichnung des Inhaltes erdräumlicher Einheiten“ gehe „und nicht vordergründig um die Bestimmung exakter Grenzen“, da man es ohnehin meist nur mit „Grenzsäumen“ (ebd., 165) zu tun habe, ist klassisches alt-länderkundliches Gedankengut aus der ersten Hälfte des 19. Jhs.

Dem steht gegenüber: „Räume sind nicht, Räume werden gemacht!“ (SCHULTZ 1997). Zweckgebundene Raumbildungen verdanken ihre ‚Berechtigung‘ keiner ‚ewigen‘ geographischen (physisch-materiellen) Raumordnung mit einer eingebauten Sinngarantie und normativem Verpflichtungsdruck, in Richtung dieser Bedeutungsvorgabe zu handeln, sondern beruhen allein auf dem *Gestaltungswillen* und der *Durchsetzungskraft* der Zwecksetzer, die, wo sie nicht auf die Akzeptanz der Betroffenen bauen können, doch zumindest die *Macht der Medien* und die *Macht der Gewöhnung* auf ihrer Seite wissen, wie gerade auch die Geschichte der alten Bundesländer zeigt. Identitäten lassen sich labeln und steuern (vgl. den Bericht der „Berliner Zeitung“ über die Forschungen der Jenaer Geographen zu „Mitteldeutschland“ vom 4.12.2003, 19). Die substantialistische bzw. essentialistische Frage der klassischen Länderkunde aber, ob es ein geographisches „Mitteldeutschland“ *gibt* oder *nicht gibt*, ist keine sinnvoll gestellte Frage mehr.

Literatur

- ARNDT, E. M. 1803: Germanien und Europa. Altona.
- ARNDT, E. M. 1844: Versuch einer vergleichenden Völkergeschichte. Leipzig.
- ASSMANN 1886: Der Einfluss der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland. Stuttgart.
- BANSE, E. 1932: Deutsche Landeskunde. T. 1. München.
- [BENEKE]: Kleine Beiträge zur Erdkunde Deutschlands. H. 1. Lübek 1810.
- BLUME, E. 1929: Der Begriff „Mitteldeutschland“. In: Geographische Zeitschrift 35, S. 193–197.
- BRAUN, G. 1916: Deutschland. 2 Bde. Berlin.
- BURCHARD, A. 1926: Mitteldeutschland. In: W. GERBING (Hrsg.): Die Länder Europas Leipzig, S. 346–369. (= Das Erdbild der Gegenwart, 1).
- COTTA, B. 1854: Deutschlands Boden. Leipzig.
- DANIEL, H. A. ¹1853: Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. Halle.
- DANIEL, H. A. 1863: Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen. Stuttgart. (= Handbuch der Geographie, 3).
- DER SPIEGEL: Nr. 42, 2002.
- GAUß, P. 1935: Mitteleuropa und seine Gliederung. In: P. GAUß (Hrsg.): Das Buch vom deutschen Volkstum. Leipzig.
- GEISTBECK, A 1913: Bildungs- und Erziehungswert des erdkundlichen Unterrichts an den höheren Schulen. In: Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften 19, S. 104–110.
- GRABOWSKY, A. 1928: Deutschland und das Weltbild der Gegenwart. Berlin.
- HARMS, H. 1897: Vaterländische Erdkunde. Braunschweig/Leipzig.
- HARMS, H. ⁸1909: Vaterländische Erdkunde mit Anhang: Deutschlands Kolonien. Leipzig.
- HENNIG, R. ²1931: Geopolitik. Die Lehre vom Staat als Lebewesen. Leipzig/Berlin.
- JAHN, F. L. 1884/1885: Werke, hrsg. v. C. EULER. 2 Bde. (1; 2.1/2.2). Hof.
- JOHN, J. 2001: Gestalt und Wandel der „Mitteldeutschland“-Bilder. In: J. JOHN (Hrsg.): „Mitteldeutschland“. Begriff – Geschichte – Konstrukt. Rudolstadt, S. 17–68.
- KAISER, E. 1931: Mitteldeutschland in erdkundlicher Betrachtung In: C.-M. LÜTTGENS (Hrsg.), Mitteldeutschland. Erfurt, S. 27–42.
- KIPPING, O. 1887: Die sächsisch-thüringischen Staaten. In: Praxis der Erziehungsschule I, S. 193–205.
- KIRCHHOFF, A. ²1903: Die deutschen Landschaften und Stämme. In: H. MEYER (Hrsg.): Das deutsche Volkstum. Leipzig/Wien, S. 39–122.
- KLINK, H. J. 1990: Naturräumliche Gliederung. In: W. TIETZE et al. (Hrsg.): Geographie Deutschlands. Bundesrepublik Deutschland. Berlin/Stuttgart, S. 111–133.
- KOHL, J. G. 1873: Die Völker Europas. Kultur- und Charakterskizzen der europäischen Völker. Hamburg.
- KUTZEN, J. 1855: Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluß auf Geschichte und Leben der Menschen. Breslau.
- LAUTENSACH, H. 1926: Länderkunde. Ein Handbuch zum Stieler (Nachdruck 1940). Gotha.
- LAUTENSACH, H. ¹³1927: Deutsche Schulgeographie. Oberstufe. Gotha.
- MAULL, O. 1933: Deutschland. Leipzig.
- MENDELSSOHN, G. B. 1836: Das germanische Europa. Berlin.
- MEYNEN, E. 1935: Deutschland und Deutsches Reich. Leipzig.
- NEUMANN, L. ⁵1909: Allgemeines und Mitteleuropa. In: A. SCOBEL (Hrsg.): Allgemeine Erdkunde, Länder- und Staatenkunde von Europa. Bielefeld/Leipzig, S. 410–699. (= Geographisches Handbuch 1).
- OBST, E. 1928: Zur Neugliederung des deutschen Reiches. In: Zeitschrift für Geopolitik 5/1, S. 27–40.
- PARTSCH, J. 1904: Mitteleuropa. Gotha.

- PENCK A. 1921: Der Großgau im Herzen Deutschlands. Leipzig. (= Veröffentlichungen der Handelskammer Leipzig, 1).
- PENCK, A. 1887: Das Deutsche Reich. In: A. KIRCHHOFF (Hrsg.): Länderkunde des Erdteils Europa, T. 1/1. Wien/Prag/Leipzig, S. 115–596. (= Unser Wissen von der Erde).
- PENCK, A. 1925: Deutscher Volks- und Kulturboden. In: K. C. v. LOESCH (Hrsg.): Volk unter Völkern. Breslau 1925, S. 62–73. (= Bücher des Deutschtums, 1).
- RATZEL, F. 1898: Deutschland. Leipzig.
- RATZEL, F. 1899: Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. In: H. F. HELMOLDT (Hrsg.): Weltgeschichte. Bd. 1. Leipzig/Wien, S. 62–104.
- REINHARD, R. 1936: Mitteldeutschland. In: Geographische Zeitschrift 42, S. 321–359.
- REUSCHLE, K. G. 1859: Handbuch der Geographie oder Neueste Erdbeschreibung. T. 2. Stuttgart.
- RICHTER, D. 1991: Deutschland im Geographieunterricht der 1990er Jahre. In: Praxis Geographie 21, S. 8–10.
- RIEDEL, J. 1921: Das mitteldeutsche Wirtschaftsgebiet. Leipzig. (= Veröffentlichungen der Handelskammer Leipzig, 2).
- RIEHL, W. H. 1856: Land und Leute. Stuttgart/Augsburg. (= Die Naturgeschichte des deutschen Volkes, 1).
- ROTHER, K. 1995: Zeitgemäß oder überholt? Der Begriff „Mitteldeutschland“. In: K. ROTHER (Hrsg.): Mitteldeutschland gestern und heute. Passau, S. 9–17.
- ROTHER, K. 1997: Deutschland – die östliche Mitte. Braunschweig. (= Das geographische Seminar).
- SCHACHT, T. 1831: Lehrbuch der Geographie. Mainz.
- SCHEU, E. 1927/28: Die wirtschaftsgeographische Gliederung Deutschlands. In: Erde und Wirtschaft 1, S. 7–30.
- SCHLÜTER, O. 1927: Mitteldeutschland als geographischer Raum. In: Mitteldeutschland auf dem Wege zur Einheit. Denkschrift. Merseburg, S. 17–33.
- SCHLÜTER, O. 1929: Der Begriff „Mitteldeutschland“. In: O. SCHLÜTER, E. BLUME (Hrsg.): Beiträge zur Landeskunde Mitteldeutschlands. Braunschweig etc., S. 7–13.
- SCHLÜTER, O. 1935: Die sächsisch-thüringischen Lande. Mitteldeutschland. In: P. GAUß (Hrsg.): Das Buch vom deutschen Volkstums. Leipzig 1935, S. 232–240.
- SCHLÜTER, O. 1958: Zur Einführung. In: O. SCHLÜTER, O. AUGUST (Hrsg.): Atlas des Saale- und mittleren Elbegebietes. T. 1. Leipzig.
- SCHNEIDER, K. F. R. 1838: Leitfaden für die Allgemeine Erdkunde mit Beziehung auf Natur- und Menschenkunde. Bunzlau.
- SCHÖNFELDER, G. 2001: Mitteldeutschland aus geographischer Sicht. In: J. JOHN (Hrsg.): „Mitteldeutschland“. Begriff – Geschichte – Konstrukt, Rudolstadt, S. 161–179.
- SCHULTZ, H.-D. 1997: Räume sind nicht, Räume werden gemacht. Zur Genese „Mitteleuropas“ in der deutschen Geographie. In: Europa Regional 5, 2–14.
- SCHULTZ, H.-D. 2000: Land – Volk – Staat. Der geographische Anteil an der „Erfindung“ der Nation. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 51, S. 4–16.
- SCHUMACHER, R. v. 1934: Der Südostrum in der Konzeption Mitteleuropas II. In: Zeitschrift für Geopolitik 11/1, S. 222–239.
- SPRINGENSCHMID, K. 1937: Deutschland kämpft für Europa. Leipzig.
- STAAB, E. 1928: Abgrenzung und Einheit des mitteldeutschen Wirtschaftsbezirkes. Diss. an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg. Halle a.S.
- STEINBERG, G. 1967: Der Begriff „Mitteldeutschland“. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 39, S. 31–48.
- STEINHARD, S. 1856: Deutschland und sein Volk. Bd. 1. Gotha.

- TUCKERMANN, W. 1920: Vorschläge für eine Neugliederung des Deutschen Reiches (mit einer Kartenskizze). In: B. SCHMITTMANN, Preussen-Deutschland oder Deutsches Deutschland? Bonn 1920, S. 177–179.
- ULE, W. 1896: Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. T. II. Leipzig.
- VOGEL, W. 1919: Deutschlands bundesstaatliche Neugestaltung. Berlin
- VOLZ, W. 1936: Das Deutsche Reich. Die Landschaften des Deutschen Reiches. Die Gliederung. In: Das Deutsche Reich in Natur, Kultur und Wirtschaft. Bd. 1. Potsdam, S. 61–185. (= Handbuch der geographischen Wissenschaft).
- WAGNER H. (Bearb.) ⁴1879: Lehrbuch der Geographie von H. Guthe. Hannover.
- WOLF, H. 1968: Wandlungen des Begriffs „Mitteldeutschland“. In: W. SCHLESINGER (Hrsg.): Zur Geschichte und Volkskunde Mitteldeutschlands. Köln/Graz.
- ZEUNE, A. 1808: Gea. Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Berlin.
- ZEUNE, A. 1810: Thuiskon. Berlin.
- ZEUNE, A. ³1830: Gea. Versuch die Erdrinde sowohl im Land- und Seeboden mit Bezug auf Natur- und Völkerleben zu schildern. Berlin.